

Lehrerausbildung in der preußischen Rheinprovinz

Für Lydia

Thomas P. Becker

Will man die Geschichte der rheinischen Lehrerausbildung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts betrachten, wird man schnell feststellen, dass in den ersten Jahrzehnten dieses Zeitraums keine wirklich neuen Entwicklungen zu verzeichnen sind. Diese kommen vielmehr im zweiten Viertel des Jahrhunderts in der Weimarer Republik auf. Will man also die Entstehung der modernen Lehrerausbildung verstehen, muss der Blick über die Jahrhundertsschwelle weiter zurückschweifen in die davor liegende Epoche des 19. Jahrhunderts. Um die Entwicklung von Lehrerausbildung und Lehrerdasein im Raum zwischen Rhein und Mosel, der seit 1815 zu Preußen gehörte und in einer einheitlichen „Rheinprovinz“ zusammengefasst war, nicht allzu abstrakt zu betrachten, soll hier der Versuch gemacht werden, sie am Beispiel einer einzigen Lehrerfamilie darzustellen. Es handelt sich um die Familie Faßbinder aus der Eifel, deren Mitglieder über mehrere Generationen hinweg den Lehrerberuf in seinen vielfältigen Erscheinungsformen vom Volksschullehrer bis zur PH-Professorin ausübten.

Am 3. Juni 1974 starb in Berkum bei Bonn die große Rheinländerin und engagierte Pazifistin Klara Marie Faßbinder. Zu Lebzeiten oftmals verfemt und verfolgt, als „Friedensklärchen“ verlacht, wurde sie wegen ihres unerschrockenen Eintretens für Frieden und Völkerverständigung bei ihrem Tode hoch geehrt. Kaum jemand aber würdigte in den Ansprachen und Nachrufen dieses Jahres ihre Verdienste als Pädagogin und Didaktikerin. Dabei verkörpert Klara Marie Faßbinder in ihrem Leben alles, was über die Lehrerausbildung im Rheinland bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein gesagt werden kann.

Klara Marie Faßbinder wurde am 15. Februar 1890 in Trier in der südlichen Rheinprovinz geboren. Sie stammte aus einer Familie, in der sich alles um Schule drehte. Ihr Vater, Peter Faßbinder aus dem Eifelort Ehlenz, war Volksschullehrer, und auch dessen Vater, der 1827 geborene Matthias Faßbinder, war Volksschullehrer gewesen. Es ist heute nicht mehr feststellbar, aber insgesamt mehr als wahrscheinlich, dass auch der Dorfschullehrer Matthias Faßbinder nicht der erste in der Reihe der Faßbinder gewesen ist, die sich dem Lehrerberuf gewidmet hatten. Alle Stufen und Entwicklungen der Lehrerausbildung seit

dem Ende des Alten Reiches lassen sich an den Schulmeistern des Hauses Faßbinder ablesen. Großvater Matthias, der in dem kleinen 2000-Seelen Dörfchen Speicher bei Bitburg Schule hielt, war der erste Schulmeister des Ortes, der nicht mehr durch das Mitmachen und Nachahmen eines älteren Schulmeisters den Lehrerberuf auf handwerkliche Art gelernt hatte, sondern der schon in dem von den Preußen im alten Franziskanerkloster neu eingerichteten Lehrerseminar in Brühl bei Köln eine fachliche Vorbereitung auf seinen Beruf erfahren hatte.¹ Damit sind die ersten Stufen in der Entwicklung der Lehrerausbildung schon genannt. Das Elementarschulwesen der früheren Jahrhunderte seit der Reformation war im Rheinland geprägt durch die Konfessionalisierung.² Es beruhte in der Regel auf der kirchlichen Einteilung in Pfarreien und wurde in Dörfern und kleineren Städten in den katholisch gebliebenen Gebieten von den Küstern abgehalten. Eine Ausbildung, die über Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Latein hinausging, gab es in aller Regel nicht. Der Lehrerberuf war ein Anhängsel an den Küsterberuf und vererbte sich in vielen Fällen vom Vater auf den Sohn³. Gelernt wurde er durch Nachahmung und Selbststudium. Die Schulaufsicht oblag dem Pfarrer und beschränkte sich auf die Frage der Rechtgläubigkeit und der korrekten Unterweisung der Kinder in religiösen Themen und Ritualen. Hier hatte schon die Aufklärung einen deutlichen Einschnitt gebracht, indem die Gewichte sich nun veränderten und das Amt eher so verstanden wurde, dass der Lehrer künftig zur Vermehrung seiner Einkünfte auch dem Küsterberuf nachging, während sein Hauptaugenmerk auf der Unterweisung der Kinder in Kulturfertigkeiten wie Lesen, Schreiben, Rechnen und in allgemeinen Bildungsgegenständen wie Heimatkunde, Geschichte, Biologie und Religion lag. Die Bemühungen um eine Reform des Trivialschulwesens erwiesen sich aber, vor allem im katholisch geprägten Gebiet der alten Kurstaaten Köln und Trier, als vergeblich.⁴ Erst das 19. Jahrhundert brachte den Durchbruch einer neuen Auffassung vom Beruf des Volksschullehrers in der Errichtung von Lehrerseminaren. Das erste in der Rheinprovinz stand in Brühl bei Köln, und einer seiner Absolventen war der Eifeler Matthias Faßbinder.⁵ 1823 hatte die preußische Provinzialregierung hier eine Ausbildungsstätte für Volksschullehrer eingerichtet. Damit war auch auf der praktischen Seite endgültig der wichtige Schritt vollzogen, die Lehrerausbildung und auch die Schulaufsicht der Kirche zu entziehen und sie in die Hände des Staates zu geben.

Der Aufnahme in das Lehrerseminar, das die Knaben im Alter von ca. 17 Jahren bezogen, ging jedoch in aller Regel die Vorbereitung in einer Präparandie voraus. Das konnte im privaten Bereich geschehen, indem der Dorfschullehrer selbst die Ausbildung der Präparanden übernahm, oder aber in einer regelrechten Präparanden-Anstalt, die sich der Vorbereitung auf das Lehrerseminar in geregelten Kursen widmete. Unter Präparandie war also weniger eine Anstalt,

sondern vielmehr ein unterschiedlich organisierter Unterricht zu verstehen, der im Anschluss an den allgemeinen Unterricht der Elementarschule eine vertiefte Vermittlung von Bildungsinhalten zum Gegenstand hatte, die auf die Aufnahmeprüfung zum Lehrerseminar vorbereiteten. Wie sich aus den Schilderungen seiner Kinder ergibt, hat Dorfschullehrer Matthias Faßbinder diese Aufgabe selbst übernommen und nicht nur seine Söhne Peter und Nikolaus, sondern auch so manchen anderen Eifeler Bauernsohn auf das Seminar vorbereitet.⁶ Erst nach 1850 wurde in Preußen die Präparandie staatlich normiert.⁷ Jetzt erst entstanden eigenständige Präparandie-Anstalten, die selbst einen Schul-Charakter hatten. Sie nahmen Zöglinge auf, die etwa das 15. Lebensjahr erreicht hatten. Zu diesem Zeitpunkt mussten sie einen mit Erfolg genossenen guten Volksschulunterricht hinter sich gebracht haben, guter Gesundheit sein und eine Befähigung zur Musik mitbringen. Das Lehrpersonal einer Präparandie bestand gewöhnlich aus drei Lehrern, die alle eine Seminausbildung vorzuweisen hatten. Der Leiter musste die Rektorprüfung bestanden haben, die beiden übrigen Lehrer hatten ausreichende Fertigkeiten im Zeichnen und Musizieren mitzubringen, da sie neben den üblichen Schulfächern auch diese Bereiche zu unterrichten hatten.⁸ Diese Vorbereitungsschulen hat man sich ähnlich klein wie Dorfschulen vorzustellen. So hatte die Präparandie Sinzig am Rhein etwa im Jahre 1914 drei Klassen mit insgesamt ca. 100 Schülern.⁹

Ziel der Präparandie war die Aufnahme ins Lehrerseminar, wo bei der Aufnahmeprüfung neben den erworbenen Kenntnissen auch moralische „Lauterkeit“ geprüft wurde, was die Unbedenklichkeit eventuell schon vorhandener politischer Auffassungen einschloss.¹⁰ Im Gegensatz zur Präparandie war das Seminar in aller Regel ein Internatsbetrieb. Hier herrschte eine strenge Zucht, und trotz der auf Pestalozzi zurückgehenden pädagogischen Grundsätze eines Adolph Diesterweg, der als Seminarleiter von Moers einer der bekanntesten rheinischen Pädagogen des 19. Jahrhunderts wurde, war nicht eigenständiges Denken, sondern kritiklose Aufnahme des Stoffes gefragt.¹¹

Kehren wir zurück zur Familie Faßbinder. Die Söhne Peter und Nikolaus haben trotz des sturen Internatsdrills die zwei Jahre im Lehrerseminar offensichtlich so sehr genossen, dass sich Peter Faßbinder fest vornahm, eines Tages als Seminarlehrer wieder nach Brühl zurückzukehren.¹² Zunächst aber trat er seine erste Lehrerstelle in Daun an, wo er seine spätere Frau kennen lernte und bald heiratete.¹³ Auch Anna Maria Faßbinder, geborene Schütz, war ein Lehrerkind aus der Eifel. Ob hier persönliche Neigung oder aber berufliche Standesüberlegungen bei der Brautwahl entscheidend waren, ist leider nicht überliefert.

Die Ausbildung im Lehrerseminar unterschied sich nur wenig von der in einer ganz gewöhnlichen Mittelschule. Es gab keine systematische theoretische Vorbereitung auf den späteren Lehrerberuf, wenn auch durch die Seminarleh-

rer immer wieder der Bezug zur Praxis hergestellt wurde, indem sie aus der eigenen Berufserfahrung erzählten. Der praktische Teil der Ausbildung fand erst nach Abschluss des Lehrerseminars statt. Die frisch gebackenen Lehrer und Lehrerinnen (denn für die Mädchenbildung gab es eigene Lehrerinnenseminare), die in der Regel zwischen 18 und 20 Jahre alt waren, erhielten nun den Status eines „Junglehrers“, was zum normalen Volksschullehrer sowohl der Hierarchie nach als auch einkommensmäßig einen Unterschied machte. In dieser ersten Zeit ihres Berufslebens wurden sie dann vom zuständigen Schulrat einem erfahrenen Schulmeister zugeteilt, der sie in die berufliche Praxis einführte und ihnen seine Anschauung von Pädagogik und Didaktik vermittelte. Auch in diesem Bereich der Lehrerausbildung war die Familie Faßbinder aktiv, denn der Schulrat im Kreis Wittlich schickte seine unerfahrenen Junglehrer über Jahrzehnte hinweg zur praktischen Ausbildung ins 19 km von Wittlich entfernte Speicher in die Dorfschule von Schulmeister Matthias Faßbinder, der als „der erste Lehrer des Kreises“ galt.¹⁴ Ob auch seine eigenen Söhne Peter und Nikolaus, nachdem sie das ferne Lehrerseminar in Brühl im nördlichen Rheinland absolviert hatten, als Junglehrer in die Südeifel nach Speicher zurückkehrten, ist nicht bekannt, aber es erscheint wenig wahrscheinlich, denn zumindest Sohn Peter begegnet uns als Volksschullehrer in Daun und bald darauf in Trier wieder. Die Familientradition der Weitergabe des Lehrerberufes vom Vater auf den Sohn war offensichtlich in der Familie des Peter Faßbinder und seiner Frau Anna Maria noch immer stark ausgeprägt, doch angesichts der sich wandelnden Zeiten ging sie nun im beginnenden 20. Jahrhundert auch auf die Töchter über. Von den insgesamt sieben Kindern des Ehepaares Faßbinder ergriffen alle bis auf die jüngste Tochter Margarethe den Lehrerberuf. Einige von ihnen machten ihn auch zum Ausgangspunkt für weitere wissenschaftliche Karrieren. So wurde etwa der eine der beiden älteren Brüder, Franz, Germanist und Autor von Hand- und Lehrbüchern für den Deutschunterricht.¹⁵ Sein Enkel ist der Regisseur Rainer Werner Faßbinder (1945-1982).

Peter Faßbinder musste, um seine wachsende Familie ernähren zu können, seine Einkünfte steigern. Wir sehen an seinem Berufsleben, wie sich die Schullandschaft im Bereich des niedrigen Schulwesens im Rheinland langsam weiter ausdifferenzierte. Nach einer Versetzung auf eine besser dotierte Stelle in Trier gelang es ihm nämlich, neben seiner Tätigkeit an der Volksschule auch Unterricht als Hilfslehrer an der Weinbauschule, an der Kapitulantenschule und an der Präparandenanstalt zu geben.¹⁶ Kapitulantinnen waren Unteroffiziere, die sich auf ihre weitere Verwendung im Zivilleben vorbereiteten. Es gab also zwischen Elementarschule auf der einen und den höheren Lehranstalten des humanistischen und des Realgymnasiums auf der anderen Seite noch eine Vielzahl von weiterführenden Schulen, die auf verschiedene Berufe vorbereiteten. Gleich-

wohl zählten diese Schulen nicht als „Mittelschulen“, sondern gehörten dem niederen Schulwesen an. Der Aufstieg in den Bereich der Mittelschule konnte dem Volksschullehrer aber durchaus gelingen. Durch autodidaktisches Studium bereitete sich Peter Faßbinder in den Jahren 1886 und 1887 auf die Mittelschullehrerprüfung und die Rektorprüfung vor, die in den Fächern Religion, Geschichte und Deutsch abzulegen waren. Auf diese Weise erhielt der nunmehr Dreißigjährige die Qualifikation, auch selbst als Seminarlehrer an einem Lehrerseminar zu unterrichten. Mit einem Versetzungsgesuch an das Lehrerseminar in Brühl konnte er sich tatsächlich seinen Jugendtraum erfüllen und dort Seminarlehrer werden, wo er selber einmal das Rüstzeug für den Lehrerberuf gelernt hatte. Peter Faßbinder nutzte die Nähe zur Universitätsstadt Bonn, um dort an zwei Tagen in der Woche an Vorlesungen und Seminaren teilzunehmen und sich in Germanistik und Geographie fortzubilden. Seine Zuarbeiten zum Rheinischen Wörterbuch waren so qualitativ, dass ihm das Angebot zur Promotion gemacht wurde. Doch ihn interessierte an der Universität nur die wissenschaftliche Unterfütterung seines Unterrichts im Lehrerseminar. Immerhin war er bereit, sich ab 1906 auch der Ausbildung von Lehrerinnen zu widmen, was er zunächst im höheren Lehrerinnen-Seminar von Emilie Heyermann in Bonn tat und später als Oberlehrer in der Landesstudienanstalt für Mädchen in St. Wendel.¹⁷

Damit hat sich der Blick schon indirekt auf seine Tochter Klara Marie gerichtet. Wie der Vater und der Großvater wollte sie in die Volksschule gehen, um dort Mädchen und Jungen zu unterrichten. Mit 16 Jahren besuchte sie daher das Lehrerinnen-Seminar in Koblenz, das sie 1909 mit dem Lehrerinnen-Examen für mittlere und höhere Mädchenschulen abschloss. Auch die beiden älteren Brüder entschlossen sich zum Lehrerberuf, aber sie zog es in den höheren Schuldienst. Anders als ihre Schwestern hatten sie auch von Anfang an das humanistische Gymnasium besucht, das als einzige Schule im preußischen Schulsystem direkt auf die Universität vorbereitete. Den Wegen des Vaters folgend, immatrikulierten sie sich beide an der Universität Bonn, um dort ein Lehramtsstudium mit dem Ziel des Staatsexamens für Gymnasien zu absolvieren.¹⁸ Auch an der Universität gab es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in allen Fächern Seminare, doch sie unterschieden sich deutlich von den Lehrerseminaren der Volksschulbildung. In den universitären Seminaren, die lange Zeit wie elitäre Clubs organisiert waren und immer nur eine kleine Anzahl aktiver Mitglieder hatten, übten sich die Studenten in eigenständiger wissenschaftlicher Bearbeitung vorgegebener oder frei gewählter Themen, die sie in Form von Referaten auf den regelmäßigen Treffen einem kritischen Auditorium aus Mitseminaristen und Professoren vortrugen. Das universitäre Seminar war also eher das Gegenteil des verschulten Lehrerseminars. Aber auch diese univer-

sitäre Einrichtung war geschaffen worden, um Lehrer auszubilden, allerdings eben Gymnasiallehrer. Die ersten Seminare entstanden in Halle und Göttingen. Der Zweck dieser ersten Einrichtungen war die Vorbereitung ihrer Mitglieder auf den höheren Schuldienst durch Vertiefung der Studien in den alten Sprachen. Die Lehrerausbildung wurde damit ganz im Sinne der Aufklärung aus der Hand der Theologischen in die der Philosophischen Fakultät gegeben, wofür vor allem seit 1787 der Altphilologie Friedrich August Wolf in Halle Sorge getragen hatte¹⁹. Aber auch die nicht bei einer Universität angesiedelten Seminare für angehende Gymnasiallehrer wie das ebenfalls 1787 von Friedrich Gedicke in Berlin gegründete philologisch-pädagogische „Seminar für gelehrte Schulen“ zur reinen Lehrerausbildung entsprachen demselben neuhumanistischen Gedanken. In ihm fanden sich so einflussreiche Protagonisten der Bildungsreform ein wie Johann Wilhelm Süvern, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher oder August Ferdinand Bernardi.²⁰ Die alten Sprachen machten gerade in der mit dem Namen Wilhelms von Humboldt verbundenen Schulreform den Kern der neu gestalteten höheren Schule aus. Sie sollte sich in Anlehnung an die Vorstellungen des Humanismus bei der Vermittlung von Bildung und bei der Erziehung zur Hochschulreife vor allem an Sprache, Kultur und Philosophie der Antike ausrichten, weshalb dieser Schultyp auch die Bezeichnung „humanistisches Gymnasium“ erhielt. Kein Wunder also, dass an der im Sinne der Reformideen von Humboldt und Schleiermacher im Jahre 1810 gegründeten Universität Berlin schon zwei Jahre nach der Gründung auf Antrag von August Böckh ein philologisches Seminar für acht Mitglieder entstand, das in der schon aus Göttingen oder Halle bekannten Weise einzelne Studenten aufnahm, die sich in den alten Sprachen vervollkommen wollten²¹. Aber die Tendenz zur Seminargründung in den Buchwissenschaften ging hier noch weiter, denn auch der evangelische Theologe Friedrich Daniel Schleiermacher richtete im gleichen Jahr auch an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Berlin ein Seminar ein.²² Es war in eine philologische und eine historische Abteilung unterteilt, die noch weitere Unterabteilungen erhalten sollten. Die Teilnehmerzahl war auf 20 Studenten beschränkt, allerdings waren bei der Eröffnung im Sommersemester 1812 nur sechs Mitglieder zu verzeichnen²³. So sollte auch für den Religionsunterricht an den Gymnasien der gleiche wissenschaftliche Standard erreicht werden wie für den Bereich der klassischen Philologie. Allerdings waren die Berliner Seminare nur den sehr weit fortgeschrittenen Studenten vorbehalten, die kurz vor dem Schritt hinaus ins Berufsleben stand. Das änderte sich in der zweiten damals neu gegründeten preußischen Reformuniversität, der Universität Breslau.

In Breslau war 1812, zeitgleich mit Berlin, auch ein evangelisch-theologisches Seminar eingerichtet worden, dem 1822 auch ein katholisch-theologisches

Seminar an die Seite gestellt wurde.²⁴ Zusammen mit dem theologischen war auch in Breslau ein altphilologisches Seminar mit zwölf Plätzen eingerichtet worden. Aber in Breslau konnte man schon ab dem 2. Semester aufgenommen werden. Wie anderswo auch musste man sich bewerben, indem man zwei Probearbeiten abgab. Wer sich auf die Aufnahme vorbereitete, konnte aber schon als Gast an den regelmäßigen Seminarsitzungen teilnehmen²⁵.

In der dritten der drei Universitäten der preußischen Bildungsreform, die später wie ihre Schwestern in Berlin und Breslau den Namen „Friedrich-Wilhelms-Universität“ erhielt, der Universität Bonn, wurde schon zum Sommersemester 1819 ein altphilologisches Seminar eingerichtet²⁶. Das war nur wenige Monate nach ihrer am 18. Oktober 1818 erfolgten Gründung. Das Bonner Seminar hatte acht Plätze, die Mitgliedschaft war auf drei Jahre begrenzt. Wie in Breslau konnte man ab dem 2. Semester aufgenommen werden, allerdings wurde eine Probearbeit durch eine mündliche Prüfung ersetzt. Für das darauf folgende Wintersemester 1819/20 wurde auch schon ein evangelisch-theologisches Seminar für exegetische und kirchenhistorische Übungen angekündigt²⁷. Eine Besonderheit stellt das Bonner „Seminar für die gesammten Naturwissenschaften“ dar, das 1825 gegründet wurde. Es richtete sich ebenfalls an die künftigen Gymnasiallehrer, mit dem erklärten Ziel, deren naturwissenschaftliche Bildung zu verbessern.²⁸ Dieses naturwissenschaftliche Seminar, das es anders nirgendwo in Deutschland gab, richtete sich bewusst an Anfänger. Es war in fünf Sektionen unterteilt, eine zoologische, eine botanische, eine mineralogische, eine chemische und eine physikalische²⁹. Damit war Bonn in der Lehrerausbildung allen anderen deutschen Universitäten um Jahrzehnte voraus.

Richten wir den Blick aber wieder auf die Familie Faßbinder. Nach dem Lehramtsstudium ihrer Brüder Nikolaus und Franz fühlte sich auch die jüngere Tochter von Peter Faßbinder, Klara Marie, von der universitären Bildung angezogen. Seit 1908 durften auch in Preußen Mädchen auf der Universität als voll immatrikulierte akademische Bürgerinnen studieren. Klara Marie hatte nach ihrem Lehrerinnen-Seminar schon seit 1909 als voll bestellte Lehrerin gearbeitet. Aber nun belegte sie nebenher einen realgymnasiastischen Kurs zur Vorbereitung auf das Externen-Abitur. Denn während die Universitäten den Mädchen offenstanden, galt dies zunächst noch nicht für die humanistischen Gymnasien. Bis zur Schaffung eigener Mädchengymnasien, die auch zur allgemeinen Hochschulreife führten, gab es also nur einen regulären Weg zur Universität: Das Externen-Abitur. Im Alter von 23 Jahren bestand Klara-Marie Faßbinder im Jahre 1913 in Münster diese Prüfung mit Auszeichnung. 1917 machte sie ihr Staatsexamen in den Fächern Französisch, Deutsch, Geschichte und Philosophie, gefolgt von einem einjährigen Studienreferendariat an einer Kölner Schule.³⁰

Klara Marie Faßbinders weiterer Lebensweg, seit ihrem Propaganda-Einsatz an der Westfront im Sommer 1918 von einem konsequenten Pazifismus geprägt, führte sie nach ihrer Promotion 1919 ins Saargebiet, weil sie glaubte, nirgendwo intensiver für eine Versöhnung zwischen Franzosen und Deutschen wirken zu können.³¹ Auch hier war sie zunächst an einer Schule, um dann ab 1921 als Geschäftsführerin des Bühnenvolksbundes Theaterturneen zu organisieren, die sie als bewusste Bildungsarbeit in ihrem pazifistischen und völkerverbindenden Sinne verstand.³² Als engagierte Katholikin, die auf vielen Kongressen und in vielen Fachzeitschriften präsent war, schrieb sie auch furchtlos gegen den stärker werdenden Nationalsozialismus an. Nach der Wiederangliederung der Saar 1935 bekam sie den Zorn der neuen Machthaber daher unmittelbar zu spüren, denn schon am 1. April, dem Tag der offiziellen Rückgliederung, erhielt sie ihre Kündigung. In den folgenden Jahren schlug sie sich mit Übersetzungen und anderen schriftstellerischen Arbeiten durch, bis sie 1940 die Leitung einer kleinen katholischen Mädchenrealschule, der „Quisisana“ in Horrem bei Köln, übernehmen konnte.³³

Die politisch unbelastete Katholikin war nach dem Krieg eine gute Kandidatin für den Wiederaufbau des Bildungswesens. So kam es, dass ihr in der Pädagogischen Akademie in Bonn eine Stelle als Professorin für Geschichte angeboten wurde. Getreu der Maxime, die Stufen der preußischen Lehrerausbildung an den Geschicken der Familie Faßbinder aufzuzeigen, sind wir damit nach Volksschullehrer-Seminar und Gymnasiallehrer-Ausbildung bei der letzten Stufe angelangt, dem Aufbau eines eigenen pädagogischen Hochschulwesens nämlich. Die Akademie, in die Klara Marie Faßbinder nun eintrat, war nämlich erst 1926 gegründet worden, und ihre Gründung war das Resultat einer langen und erbitterten Diskussion, die das ganze 19. Jahrhundert durchzogen hat.

Im Kern reduziert sich diese Diskussion auf die Frage, ob auch die Lehrer des niederen und mittleren Schulwesens ihre Ausbildung auf der Universität erhalten sollten, oder ob es praxistgerechter wäre, ihnen eine eigenständige Ausbildung angedeihen zu lassen, wie es in den Lehrerseminaren versucht wurde. Die Meinungen sind auch innerhalb der Lehrerverbände geteilt. Ein einflussreicher Pädagoge wie Friedrich Adolph Diesterweg sprach sich schon zur Zeit der 48er Revolution klar gegen eine universitäre Ausbildung der Volksschullehrer aus, weil er Zweifel hatte, dass die Universität in der Lage war, die praktische Seite des Lehrerberufs zu vermitteln³⁴. Andere Lehrer verlangten das Universitätsstudium immer vehementer, wie etwa der schlesische Revolutionäre Karl Friedrich Wilhelm Wander, der in seinen „pädagogischen Briefen vom Rhein an den Verfasser der Volksschule als Staatsanstalt“ 1845 forderte, die Volksschullehrer über ihre Stellung als „Universaldilettanten“ zu erheben und der Volksschule durch die akademische Ausbildung ihrer Lehrer zu einer würdigen

Stellung in der Gesellschaft zu verhelfen.³⁵ Bis zum Ersten Weltkrieg hat sich an diesen unterschiedlichen Positionen kaum etwas geändert. Immerhin ist es als eine Veränderung in der Meinungsbildung zu werten, dass in den einzelnen Ländern seit 1865 (Sachsen) hervorragende Absolventen der Lehrerseminare mit einer Ergänzungsprüfung zu einem eingeschränkten Universitätsstudium zugelassen wurden, allerdings ohne sie später als Oberlehrer in den Gymnasialdienst übernehmen zu wollen.³⁶

Als Reflex auf diese intensive Diskussion erhielt 1919 die Weimarer Verfassung in § 143, Absatz 2, eine zwar nebulöse, aber doch folgenreiche Bestimmung:

„Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln.“

Dieser Artikel bildete die Grundlage für die Diskussionen, die im Juni 1920 im Berliner Reichstag im Rahmen der sog. „Reichsschulkonferenz“ geführt wurden. Ihre Aufgabe bestand darin, nach den Veränderungen, die durch die Verfassung in der Schule bewirkt worden waren (staatliche statt geistliche Schulaufsicht, Schulpolitik in der Hoheit der Länder, allgemeine Schulpflicht) alle führenden deutschen Pädagogen zusammen zu bringen. Einer der einflussreichsten Redner auf dieser Konferenz war der gerade erst nach Berlin berufene Philosoph und Erziehungswissenschaftler Eduard Spranger. Seinem Einfluss war es maßgeblich zu verdanken, dass seine Ablehnung einer universitären Ausbildung der Volksschullehrer zur Mehrheitsmeinung wurde. Spranger wollte stattdessen eine eigene Pädagogische Akademie, die allerdings ebenfalls keine Mehrheit fand. Immerhin einigte sich die Konferenz, neben der allgemeinen Einführung einer vierjährigen Grundschule, auf die Auflösung der Lehrerseminare. Aus ihnen sollen Deutsche Oberschulen werden, die keinen speziellen Auftrag zur Lehrerausbildung mehr erhielten.³⁷ Alle Lehrer sollten also in Zukunft über eine gymnasiale Schulbildung verfügen. Die Frage ihrer beruflichen Ausbildung war noch nicht weiter geklärt und blieb in Preußen auch noch für etwa sechs Jahre offen. Daher blieben aus Mangel an Alternativen die Lehrerinnen- und Lehrerseminare erst einmal weiter bestehen. Noch 1925 führte das „Handbuch der preußischen Unterrichtsverwaltung“ für die Rheinprovinz zwölf staatliche Lehrerseminare an, daneben ein städtisches Volksschullehrerinnenseminar in Essen und ein privates jüdisches Schullehrerseminar in Köln.³⁸ Doch das war das letzte Jahr, in dem es die alte Form der Lehrerausbildung in Preußen gab. Am 30. Juni 1925 beschloss das Preußische Staatsministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, „daß die pädagogische Fachausbildung der künftigen Volksschullehrer und –Lehrerinnen in einem zweijährigen Lehrgang an Pädagogischen Akademien ... erfolgen soll.“³⁹

Zu verdanken war diese Entwicklung vornehmlich dem damaligen preußischen Kultusminister, dem Orientalisten Carl Heinrich Becker. Becker entstammte einer hessischen Kaufmanns- und Bankiersfamilie und studierte von 1895 bis 1899 in Lausanne, Heidelberg und Berlin Arabistik und Religionswissenschaften. Seinen ersten Ruf erhielt er 1908 auf den Lehrstuhl für Geschichte und Kultur des Vorderen Orients am Hamburger Kolonial-Institut. 1913 wechselte er nach Bonn und schon 1916 nach Berlin, was damals den Gipfel einer Forscher-Karriere darstellte. Becker aber hielt es nicht in der Wissenschaft. Sein Engagement für eine Reform des Hochschulwesens, insbesondere für eine moderne Organisation der Studentenschaft, trug ihm neben seinem Ruf nach Berlin ab 1916 eine Position als Referent im preußischen Kultusministerium ein. 1919 verließ er die Universität, um die Stelle eines Unterstaatssekretärs im preußischen Kultusministerium einzunehmen, zwei Jahre später schon wurde er unter der Regierung von Adam Stegerwald für einige Monate Kultusminister und danach wieder Staatssekretär. Im April 1925 dann wurde mit dem Amtsantritt des Reichskanzlers Otto Braun (SPD) der parteilose Professor Becker erneut Kultusminister, was er bis 1930 blieb.

Becker hatte schon 1919, parallel zu Spranger, die Idee einer eigenen pädagogischen Hochschule für die Ausbildung der Volksschullehrer entwickelt. Beckers Kritik an der bisherigen Seminausbildung war schonungslos und hart. Sie verkörperte für ihn den „Geist der Zucht im Drill“, während er in den neuen pädagogischen Anstalten einen „Geist der Zucht in Freiheit“ wünschte, was sehr an Humboldts „Einsamkeit in Freiheit“ gemahnt.⁴⁰ Die durch die Lehrerseminare vermittelte Bildung hielt er für zu enzyklopädisch und die in ihnen vermittelte Didaktik zu einseitig. Vor allem aber wollte er weg von der geistigen Enge des geschlossenen Bildungskreislaufs: von der Volksschule zur Präparandenanstalt, von dort zum Lehrerseminar und von dort wieder in die Volksschule. Stattdessen wünschte er sich wissenschaftliche ausgebildete Lehrer, die nicht immer den gleichen Stoff traktierten, sondern die neuen Erkenntnisse der Wissenschaft durch didaktische Reduktion in die Volksschulen und damit in das allgemeine Bewusstsein des Volkes einbrachten.⁴¹ Grundlage der Organisation der neuen Hochschulen war Beckers Denkschrift „Die Neuordnung der Volksschullehrerbildung in Preußen“ von 1925. Grundidee war die unterschiedliche Aufgabe von Universität und pädagogischer Akademie, wie sie auch Spranger gesehen hatte: während die pädagogischen Akademien in erster Linie die Pädagogik im Blick haben sollten, damit sie Erzieher ausbilden konnten, die auch über eine wissenschaftliche Fundierung ihres Wissens verfügten, sei den Universitäten, die sich immer mehr auf die je einzelne Fachwissenschaft konzentrierten, die erzieherische Aufgabe, wie sie sich in der Volksschule zeigte, gänzlich fremd.⁴²

Zum Wintersemester 1926/27 öffneten die ersten drei Pädagogischen Akademien in Preußen ihre Pforten. Eine war in Elbing in Ostpreußen, eine in Kiel und die dritte in Bonn am Rhein. Bewerberinnen und Bewerber, die sich seit Ende Juli melden konnten, hatten Abitur- und Gesundheitszeugnis vorzulegen und sich dazu einer Eignungsprüfung zu unterziehen, und zwar die Herren in musischen Fertigkeiten („vom Blatt Singen eines einfachen Liedes und Vertrautheit mit Klavier oder Violine oder Orgel“) und die Damen „über Kenntnisse und Fertigkeiten in der Nadelarbeit im Umfange einer abgeschlossenen Lyzeumsausbildung“.⁴³

Die Lehrkörper der neuen Anstalten waren ihrer Zielsetzung entsprechend sehr heterogen zusammengesetzt. Einerseits wurden altgediente Seminarlehrer und Volksschullehrer aus der Praxis herangeholt, um die praktische Seite der Lehrerbildung abzudecken, auf der anderen Seite wurde die Anbindung an die Wissenschaft sehr ernst genommen, indem man sich bemühte, Dozenten von den Universitäten zu gewinnen.⁴⁴ Dass hier natürlich der Standesdünkel der Professoren ein Problem darstellen konnte, war von vornherein klar. So konnten für die Bonner Akademie zwar Dozenten der Universitäten Bonn und Köln gewonnen werden, aber es waren sämtlich Privatdozenten, die erst am Anfang ihrer Karriere standen. Mit Siegfried Behn oder Leo Weisgerber sind allerdings durchaus klangvolle Namen darunter, sodass sich die wissenschaftliche Qualifikation der neuen Anstalt durchaus sehen lassen konnte. Der „Arbeitsplan“ des Studiums sah eine Einteilung in vier Abschnitte vor: Unter „verbindlichen Vorlesungen und Übungen“ waren Veranstaltungen aus den Gebieten Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Heimatkunde zu finden. Im Wahlpflichtbereich wiederholte sich der Fächerkanon, aber während im ersten Bereich Universitätsdozenten die Veranstaltungen abhielten, waren es bei den wahlfreien Veranstaltungen die Praktiker. Der dritte Abschnitt war der technischen und künstlerischen Ausbildung gewidmet, hier ging es um Dinge wie Wandtafelzeichnen, Musik oder Leibesübungen, der vierte Teil im „Arbeitsplan“ war überschrieben mit „Erste Einführung in die praktische Berufsarbeit“.⁴⁵ Das Studium war auf vier Semester angelegt. Voraussetzung war das Abitur, aber von Anfang an bestand auch die Möglichkeit, über eine Begabtensonderprüfung an einen Studienplatz zu kommen.⁴⁶

Der Betrieb der Bonner Akademie wurde am 1. Juni 1926 mit 12 Dozenten und 33 Studierenden aufgenommen. Ein eigenes Gebäude gab es zunächst nicht, vielmehr zog man in eine ehemalige Volksschule gegenüber dem Bonner Landgericht ein. Die Studentenzahlen stiegen aber schon ein Jahr später auf über 100, die Ausbaustufe sah 240 Studienplätze vor. Das Provisorium in der ehemaligen Volksschule war bald viel zu klein, und so konnte 1930 ein Neubau in der Bonner Gronau begonnen werden, der in der deutschen Geschichte

noch eine bedeutende Rolle spielen sollte, denn nach dem Zweiten Weltkrieg wurde daraus das Gebäude des Bonner Bundestages. Die Bonner Pädagogische Akademie, deren Neubau trotz Weltwirtschaftskrise bis 1933 vollendet werden konnte, war weiterhin sehr erfolgreich. 1933 war sie die größte Pädagogische Akademie in ganz Deutschland.

Das Modell der Pädagogischen Akademie setzte sich schnell in Preußen durch. Zwischen 1927 und 1930 wurden 12 weitere Pädagogische Akademien gegründet. Die Weltwirtschaftskrise ließ allerdings acht von ihnen wieder eingehen, noch bevor sie richtig begonnen hatten. Doch war das eine Konsequenz der wirtschaftlichen Notlage, nicht ein Umschwenken in der bildungspolitischen Zielrichtung der Lehrerausbildung. In den anderen deutschen Ländern war die Zustimmung allerdings nicht so einhellig. Bayern und Baden setzten sich sehr deutlich ab, hier wollte man an der alten Form der Präparanden- und Seminar-ausbildung festhalten. Thüringen, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Hamburg gliederten die Volksschullehrerausbildung entweder bei den Universitäten oder bei den Technischen Hochschulen ein.⁴⁷ Die Lehrerausbildung in Deutschland blieb also heterogen, die Frage der wissenschafts- oder praxisorientierten Ausbildung wurde nicht abschließend geklärt. Der § 143 Abs. 2 der Weimarer Verfassung ist also unter diesem Gesichtspunkt nie wirklich umgesetzt worden.

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung änderte sich die Situation sehr schnell. Die Pädagogischen Akademien wurden schon am 6. Mai 1933 in „Hochschulen für Lehrerbildung“ umbenannt. Der Bonner Akademie-direktor Georg Raederscheidt erfuhr davon aus der Zeitung.⁴⁸ Im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung bemühte man sich um eine Trennung der Volksschullehrerausbildung von den Universitäten und verlegte die frisch neugetauften Hochschulen nach Möglichkeit aufs Land.⁴⁹ Die preußische Form der eigenständigen pädagogischen Hochschule wurde allerdings nun für ganz Deutschland verbindlich. Da immer weniger Abiturienten den mit sinkendem Sozialprestige ausgestatteten Volksschullehrer-Beruf ergreifen wollten, wurden 1939 die Zugangsvoraussetzungen gesenkt. Volks- und Mittelschulabsolventen konnten nun über einen Aufbaulehrgang von vier bzw. zwei Jahren auch auf die Hochschule für Lehrerbildung gehen.⁵⁰ Doch war das nur noch ein kurzes Zwischenspiel. Hitlers ablehnende Haltung Lehrern und Lehrerausbildung gegenüber resultierte in einer aus der Reichskanzlei kommenden Anordnung zur Umbildung der „Hochschulen für Lehrerausbildung“ in sogenannte „Lehrerbildungsanstalten“, wie sie nach Hitlers Meinung in den Alpenländern seit langem erprobt seien.⁵¹ Das war ein Rückfall in Seminarzeiten, denn nun genügte schon der Volksschulabschluss, um in einem fünfjährigen verschulerten Ausbildungsgang zum Lehrer zu werden. Mittelschul- oder Oberschulabsolventen durchliefen denselben Kurs, um eine ihrer Schulausbildung entsprechen-

den Anzahl von Jahren verkürzt. Der Kriegssituation entsprechend waren diese Lehrerbildungsanstalten fast nur noch von Frauen besucht.

Die Pädagogischen Akademien, die gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder eröffnet wurden, knüpften in ihren bildungspolitischen Zielen an den preußischen Vorstellungen von 1926 an, indem sie genau wie die Universitäten die Zeit zwischen 1933 und 1945 einfach ausblendeten. Hier fand die erfahrene Lehrerin Klara Marie Faßbinder ihre neue berufliche Heimat. Dass in der Zeit des Kalten Krieges aber keineswegs ein liberales und wissenschaftsfreundliches Klima in diesen Anstalten herrschte, musste sie nach der Wiederbewaffnung Deutschlands bitter erfahren. Ihr engagiertes Eintreten gegen die Aufstellung der Bundeswehr und für eine Versöhnung mit den ehemaligen Kriegsgegnern Russland und Polen brachten ihr Bespitzelung, Verleumdung und schließlich – wie weiland im „Dritten Reich“ – Zwangspensionierung ein. Ihrer Liebe zum Lehrerberuf tat dies keinen Abbruch. Selbst ehe- und kinderlos, vermittelte sie doch ihren Neffen und Nichten, mit denen sie im Haus ihrer Schwester zusammenwohnte, ihr berufliches Ethos. Einer ihrer Neffen, Rudolf Becker, setzte die Tradition der Familie fort und wurde Gymnasiallehrer und später Schulleiter in Bonn. Und auch einer seiner Söhne ließ sich von der Liebe zur Schule anstecken und studierte für das Lehramt – selbst wenn er später Archivar geworden ist.

Anmerkungen

- 1 Universitätsarchiv Bonn, Bestand „kleinere Sammlungen“ Nr. 93 (Sammlung „Klara Marie Faßbinder“), Nachruf „Ein Lehrerleben: Schulrat Faßbinder 1857-1930“, S. 2. Druckort und Autor sind unbekannt, aber es spricht vieles dafür, dass Klara Marie Faßbinder selbst die acht Druckseiten umfassende Schrift verfasst hat.
- 2 Becker Thomas P.: Konfessionalisierung in Kurköln. Untersuchungen zur Durchsetzung der katholischen Reform in den Dekanaten Ahrgau und Bonn anhand von Visitationsprotokollen 1583-1761, Bonn 1989, S. 248. Der Charakter der ländlichen Dorfschulen, die sich im Erzbistum Köln seit dem frühen 16. Jahrhundert sicher nachweisen lassen, ist ganz von ihrem kirchlichen Auftrag geprägt. Sie sind daher eher Thora- oder Koranschulen vergleichbar als unseren heutigen Grundschulen.
- 3 Kirchhoff, Hans Georg: Kirchspiels- und Küsterschulen in der Reformationszeit. Das niedere Schulwesen im Spiegel von Visitationsberichten des 16. Jahrhunderts, in: Klaus Goebel (Hrsg.), Luther in der Schule. Beiträge zur Erziehungs- und Schulgeschichte, Bochum 1985, S. 127-147, hier S. 135.

- 4 Apel, Hans-Jürgen: Volksaufklärung und Widerstand. Der Kampf um die Durchsetzung der neuen Lehrart in den kurkölnischen Landschulen vor der französischen Besetzung der linksrheinischen Gebiete (1787-1794), in: Bonner Geschichtsblätter 27, 1988, S. 81-99.
- 5 Nachruf „Ein Lehrerleben“ (wie Anm. 1), S. 2
- 6 Ebd.
- 7 Tenorth, Heinz-Elmar: Lehrerberuf und Lehrerbildung, in: Karl-Ernst Jeismann, Peter Lundgreen (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 3. 1800-1870. Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches, München 1987, S. 250-270, hier S. 253.
- 8 Annegret Bruhn, Die Präparanden. Lehrerbildung in Schleswig-Holstein 1867-1918, Köln 1995, S. 137 f.
- 9 <http://www.aw-wiki.de/index.php/Pr%C3%A4parandien_Sinzig#cite_note-0> (21.11.2009).
- 10 Tenorth 1987 (wie Anm. 7), S. 253.
- 11 Ebd.
- 12 Nachruf „Ein Lehrerleben“ (wie Anm. 1), S. 2.
- 13 Universitätsarchiv Bonn, „kleinere Sammlungen“ Nr. 76 (Sammlung „Klara Marie Faßbinder“), Ahnenpass Klara Marie Faßbinder.
- 14 Nachruf „Ein Lehrerleben“ (wie Anm. 1), S. 2.
- 15 Unter seinen älteren Arbeiten sind zu nennen: Eichendorffs Lyrik, Köln 1911; Friedrich Hebbel, Köln 1913 (beides Vereinsschriften der Görresgesellschaft); Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, Münster 1925; Einkehr. Ein Buch Gedichte, Münster 1927; Spiegel der Seele. Zwei Jahrhunderte deutscher Dichtung, Münster 1928. Gerade das letztgenannte Buch, herausgegeben zusammen mit Friedrich Kortz, erlebte sieben Auflagen bis in die 60er Jahre hinein.
- 16 Nachruf „Ein Lehrerleben“ (wie Anm. 1), S. 3.
- 17 Nachruf „Ein Lehrerleben“ (wie Anm. 1), S. 7.
- 18 Universitätsarchiv Bonn, Bestand „Exmatrikel“. S. auch die alphabetischen Listen im „Personal- und Studentenverzeichnis“ (PVSV) im Universitätsarchiv Bonn.
- 19 Schubring, Gert: Kabinett – Seminar – Institut: Raum und Rahmen des forschenden Lernens, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23, 2000, S. 269-285, hier S. 270.
- 20 Johann Wilhelm Süvern (1775-1829) war einer der wesentlichen Motoren der preußischen Schulreform. S. dazu den umfangreichen Artikel

- von Wilhelm Dilthey in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 37, Berlin 1894, Neudruck Berlin 1971, S. 206-245, hier S. 207.
- 21 Lenz, Max: Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Band 3.1, Halle 1910, S. 208.
- 22 Paletschek, Sylvia: Verbreitete sich ein ‚Humboldt’sches Modell‘ an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert?, in: Humboldt international. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Rainer Christoph Schwinges, Redaktion: Nicole Staub und Kathrin Jost, Basel 2001, S 75-104, hier S. 89.
- 23 Lenz, Max: Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Band 1, Halle 1910, S. 78.
- 24 Nadbyl, Bernhard: Chronik und Statistik der Königlichen Universität zu Breslau. Bei Gelegenheit ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier am 3. August 1861 im Auftrage des akademischen Senats, Breslau o. J. [1861], S. 54 f. Benutzt wurde das Exemplar im Universitätsarchiv Wrocław, Signatur S 2254.
- 25 Ebd., S. 55 f.
- 26 Jahrbuch der preußischen Rhein-Universität, Band 1, Bonn 1819, S. 257-261.
- 27 Ebd. S. 286.
- 28 Zur Gründung und Entwicklung dieses Bonner Seminars s. Schubring, Gert: Das Bonner naturwissenschaftliche Seminar (1825-1887) – Eine Fallstudie zur Disziplindifferenzierung, in: Christian Gottfried Nees von Esenbeck. Politik und Naturwissenschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Leopoldina-Meeting am 20. und 21. Juni 2003 in Halle (Saale), hrsg. von Dietrich von Engelhardt, Andreas Kleinert und Johanna Bohley (= Acta historica leopoldina 43), Halle 2004, S. 133-148, passim.
- 29 Schaarschmidt, Carl: Kurzgefasste Geschichte der Universität Bonn 1818-1855, in: Archiv für Landeskunde der preußischen Monarchie 2, 1856, S. 205-236, hier S. 219.
- 30 Universitätsarchiv Bonn, Bestand „Prüfungsamt 103“, Prüfungsakte Klara Marie Faßbinder.
- 31 Die beste Quelle zur Geschichte dieser unerschrockenen Frau ist nach wie vor ihre Autobiographie „Begegnungen und Entscheidungen“, Darmstadt o. J. [1961].
- 32 Faßbinder, Klara Marie: Der Bühnenvolksbund, in: Die christliche Frau 19, 1921, S. 137-141.

- 33 Harke-Schmidt, Susanne / Faßbinder, Klara Marie, in: Geliebt Geschmäht Geehrt. Frauen in der Kerpener Geschichte. Katalog zur Ausstellung im Kerpener Rathaus vom 28. Februar bis 24. März 1993. Bearbeiterinnen: Susanne Harke-Schmidt, Birgit Immisch, Ursula Schlöber, Kerpen (Selbstverlag) 1993, S. 187-198.
- 34 Sandfuchs, Uwe: Universitäre Lehrerbildung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Eine historisch-systematische Untersuchung am Beispiel d. Lehrerbildung an der Technischen Hochschule Braunschweig (1918 - 1940), Bad Heilbrunn/Obb. 1978, S. 24f.
- 35 Ebd. S. 25. Zu Wender s. auch den Artikel von Ludwig Fränkel in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 41, Leipzig 1896, S. 139-143.
- 36 Sandfuchs 1978 (wie Anm. 34), S. 31f.
- 37 Müller-Rolli, Sebastian: Lehrer, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 5. 1918-1945. Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur, hrsg. von Dieter Langewiesche und Heinz-Elmar Tenorth, München 1989, S. 240-258, hier S. 241.
- 38 Handbuch der preußischen Unterrichts-Verwaltung, Jahrgang 1925, Berlin 1925, S. 163, 204f., Universitätsarchiv Bonn, Bibliothek Signatur Ai Han.
- 39 Mitteilungen der Pädagogischen Akademien in Preußen, hrsg. von den Pädagogischen Akademien zu Bonn, Elbing und Kiel. 1. Heft, Berlin 1926, S. 7.
- 40 Wende, Erich: C. H. Becker, Mensch und Politiker. Ein biographischer Beitrag zur Kulturgeschichte der Weimarer Republik, Stuttgart 1959, S. 224. Zu Beckers Bildungspolitik s. auch Düwell, Kurt: Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche. Zur Kulturpolitik des Ministers C. H. Becker, in: Historische Zeitschrift Beiheft NF 1, 1971, S. 31-74.
- 41 Vgl. dazu Wende 1959 (wie Anm. 40), S. 223. Bei der Aachener Dissertation von Müller, Guido: Weltpolitische Bildung und akademische Reform, Köln 1991, kommt erstaunlicherweise im Kapitel „Pädagogische Reform“ die Gründung der Pädagogischen Akademien durch Becker nicht vor. Es darf jedoch als sicher angesehen werden, dass ohne seine Mitwirkung die Pädagogischen Akademien nicht entstanden wären.
- 42 Wende 1959 (wie Anm. 40), S. 225. S. auch Becker, Carl Heinrich: Die pädagogische Akademie im Aufbau unseres nationalen Bildungswesens, Leipzig 1926.
- 43 Mitteilungen der Pädagogischen Akademien in Preußen 1926 (wie Anm. 39), S. 7.

-
- 44 „Der Lehrkörper der Pädagogischen Akademie muß seinen Aufgaben entsprechend aus drei Erfahrungskreisen stammen. Es müssen in ihm Kenner der Lehrerbildung und der Volksschule sein, es müssen ihm Männer und Frauen angehören, die mit dem Bildungsgang und der seelischen Lage der Abiturienten und Abiturientinnen vertraut sind, und es müssen in ihm Männer und Frauen der wissenschaftlichen Arbeit, wie auch des künstlerischen und technischen Könnens vertreten sein.“ von den Driesch, Johannes: Die Einheitlichkeit des Lehrplans und des Lehrkörpers der Pädagogischen Akademien, in: *Mitteilungen der Pädagogischen Akademien in Preußen 1926* (wie Anm. 39), S. 21-23, hier S. 22.
- 45 *Mitteilungen der Pädagogischen Akademien in Preußen 1926* (wie Anm. 39), S. 8 f.
- 46 Arnold, Udo: 75 Jahre Reform der Lehrerbildung – von der Pädagogischen Akademie zur Pädagogischen Fakultät, in: *Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Chronik und Bericht über das akademische Jahr 1999/2000*, Bonn 2001, S. 223-235, hier S. 224.
- 47 Müller-Rolli, Sebastian: *Die Höhere Schule Preußens in der Weimarer Republik. Zum Einfluß von Parteien, Verbänden und Verwaltung auf der Schul- und Lehrplanreform, 1919-1925*, Köln 2. Auflage 1985, S. 242.
- 48 Arnold 2001 (wie Anm. 46), S. 226.
- 49 Müller-Rolli 1985 (wie Anm 47), S. 242.
- 50 Ebd, S 243.
- 51 Arnold 2001 (wie Anm. 46), S. 227.